

*Leseprobe aus*

Simone Regina Adams  
**NASHORNVÖGEL**

Roman

essencia Verlag

*„Niemand kann mir erzählen,  
dass man Glück nicht anfassen kann,  
dass es ein Glück ohne Körper gibt.“*

*Hans Maarten van den Brink*

„Mais qu'est-ce que vous faites là?“

Dieser Satz war Thibaut noch nach Jahren unangenehm; dass er ihn gesagt hatte und wie er ihn gesagt hatte, war so peinlich, so beschämend; wenn er nur daran dachte, wie er dagestanden hatte, mit hilflos herabhängenden Armen, stammelnd wie ein Schuljunge, im sanften Französisch seiner Großmutter, seiner Mémé; und dann auch noch das Vous in diesem Satz, eine vollkommen unangebrachte Höflichkeitsform, nein, eine Ängstlichkeitsform; seine ganze alte Angst vor Stärkeren, Größeren hatte in diesem Vous gelegen, und gegen diese tiefe Angst war er in diesem Moment völlig machtlos gewesen.

Sophie hatte in ihrer Panik, in all ihrem Weinen und Schreien das Rascheln der Blätter und das Knacken der Äste unter Thibauts sich nähernden Schritten vermutlich nicht hören können, auch nicht den dünnen Ton seiner viel zu leisen Stimme; sicher hatte sie ihn von unten, unter dem breitnackigen Kerl, der sie mit seinem ganzen Gewicht zu Boden drückte, nicht sehen können und nahm ihn wohl erst wahr, als er seine Schwäche endlich bezwungen hatte und, nun auf Deutsch, zu brüllen begann:

„Lass sie los, du Dreckschwein, du Saukerl!“

Er steigerte sich in eine Raserei, mit der er es schaffte, sich auf den Stiernacken zu stürzen, ihn durch den üblen, fast greifbaren Dunst von ausgeschwitztem Alkohol hindurch zu packen, von Sophie herunterzureißen und auf ihn einzutreten. Der Kerl, der in der ganzen Zeit keinen lauten Ton von sich gegeben hatte, krümmte sich, auch jetzt nur mit einem dumpfen Stöhnen, während Sophie sich etwas aufrichtete und weiter schluchzte und wimmerte.

Thibaut kniete sich neben sie und berührte sie vorsichtig am Arm. Er zog seine Jacke aus und legte sie über Sophies zitternde Schultern, während er

die grotesk angewinkelten Beine besah, die auf dem Waldboden lagen wie ein erlegtes Wild und nicht zu ihr zu gehören schienen. Thibaut ließ seine Hände leicht auf ihren Schultern liegen.

Und starrte, auf einmal wie benommen, vor sich hin, bemerkte kaum, wie der andere davonstolperte und, mit zunehmendem Abstand schneller werdend, im Wald verschwand.

Auf keinen Fall! wollte Sophie sich von Thibaut zum Arzt bringen lassen. Erst recht nicht zur Polizei. „Wo wohnst du denn?“, fragte er. Sie schüttelte nur den Kopf. So saß er neben ihr in seinem Auto und schaute ratlos zu, wie sie vor sich hin zitterte und schwieg.

Draußen wurde es dunkel. Innen breitete sich die feuchte Wärme ihrer Körper aus, legte sich in einem dünnen Film über die Fensterscheiben und verhüllte allmählich die Sicht auf die Schatten der Bäume.

Thibaut strich sich mit dem Handrücken über die Augen, dann suchte er eine saubere Stelle an seinem Hemd, um sich den Schweiß abzuwischen. An seinen Fingern bemerkte er einen harzigen Fleck, an dem noch etwas Erde klebte. Der Fleck roch nach Kiefer und nach

Waldboden; der Geruch tat ihm gut. Thibaut fuhr los, ohne zu wissen, wohin.

Es war fast Mitternacht, als der alte rote Renault in die holprige Einfahrt einbog. Thibaut führte Sophie durch das schmale Treppenhaus in die Küche. Er setzte sich an den Tisch, nahm zwei Zigaretten aus der Packung und hielt ihr eine davon hin.

Sophie stand da, stützte sich auf die Tischkante.

„Setz dich doch.“

Sie setzte sich langsam. Dann erst schaute sie ihn an. Sie nahm die Zigarette.

„Was zu essen?“

Sie schüttelte den Kopf.

„Was zu trinken?“

Kopfschütteln. Schweigen. Es war still im Haus.

Er öffnete die Ofenklappe, die leise quietschte. Sie warfen ihre Kippen in die schwache Glut.

Thibaut fasste Sophie an der Hand und führte sie im Dunkeln durch das Schlafzimmer von Mémé, durch das man in sein Zimmer gelangte. Er überließ Sophie sein Bett. Sie zog nur die Schuhe aus, machte sich klein unter der Decke, rollte sich ein und rührte sich nicht mehr.

Thibaut saß auf der Fensterbank und rauchte eine letzte Zigarette für diesen Tag. Er sah einen weißen, fast vollen Mond am Himmel, faserige Wolken davor; er hörte keinen Laut aus dem Bett, nicht den leisesten Ton einer Bewegung. Ab und zu ein leichtes Schnarchen von Mémé nebenan, Nachtgeräusche aus dem Wald oder vom Stall gegenüber. Er scheute sich, hinüberzusehen zu Sophie, obwohl er in dem lichtlosen Raum sowieso kaum etwas erkannt hätte.

Als Kind hatte er einmal eine verletzte Katze mit nach Hause gebracht. Sie war von einem Auto angefahren worden. Er hatte ihr blutiges Bein bandagiert und sie gefüttert; auf einer Decke neben seinem Bett hatte sie geschlafen. Es war eine verwilderte Katze gewesen, dünn, das Fell in einer grauen, stumpfen Farbe. Er hatte gehofft, sie zähmen zu können. Sie hatte sich von ihm pflegen und füttern, nach ein paar Tagen auch streicheln lassen; doch – und das war ihm erst später klar geworden – sie hatte es immer nur geduldet, hatte ihn bloß gewähren lassen, ohne Zutrauen zu zeigen oder Dankbarkeit.

Als er eines Nachmittags aus der Schule gekommen war, hatte er die Katze nicht mehr finden können. Der

Platz neben seinem Bett war leer gewesen, ihre Decke, auf die er seine Hand gelegt hatte, nicht mehr warm.

Sie war nie wieder aufgetaucht.

Thibaut schob die Sitzflächen der beiden Sessel gegeneinander und richtete sich dort, unterm Fensterrahmen, ein. Seine Füße ragten über die Polster hinaus. Schließlich zog er den kleinen Tisch heran und legte die Beine darauf.

Doch er kam noch immer nicht zur Ruhe. Es war nicht die unbequeme Lage, die ihn daran hinderte, einzuschlafen. Es war etwas in seinem Zimmer, das er jetzt, in der Stille und Dunkelheit, deutlicher wahrnehmen konnte als zuvor. Es war Sophies Geruch, das Einzige, was er von ihr überhaupt wahrnehmen konnte. Es war der Geruch eines kranken, verwilderten Tieres.

Er schlief erst ein, als es draußen dämmerte.

Am Morgen sprach Thibaut mit Mémé, kochte ein Ei für Sophie und strich ihr ein Butterbrot. Doch sie wollte nichts essen. Sie duschte solange, bis das heiße Wasser im Boiler verbraucht war; dann stand sie in der Tür der feuchtvernebelten Waschküche, in ihrer Jeans und

der hellen Bluse, das Handtuch noch um die Schultern. Thibaut ging und holte ihr einen Pullover aus seinem Schrank. Sie wollte ihn nicht.

Sophie setzte sich an den Küchentisch, starrte in die Tasse, die sie mit beiden Händen festhielt, und atmete in den Kaffeedampf. Ihre hellen Haarsträhnen fielen nach vorne, so dass Thibaut kaum mehr erkennen konnte als ihren Mund, die Oberlippe, die weicher und voller war als die Unterlippe, was ihrem schmalen Gesicht einen eigentümlichen, fast kindlichen Ausdruck verlieh.

Als sie aufblickte, sah er ihre Augen. Sie waren immer noch rot, verweint. Mémé kam herein, um nach dem Herdfeuer zu sehen. Sie nickte Sophie kurz und nicht unfreundlich zu, und Thibaut durchflutete ein warmes, dankbares Gefühl für Mémé, die ihn in letzter Zeit immer öfter einfach gewähren ließ.

„Kannst du mich nach Hause bringen?“, fragte Sophie. Und so saßen sie eine Stunde später wieder in seinem alten Renault.

Platanen rechts und links der Straße. Vorm Dorfeingang die bunten Pappschilder, die noch immer das Sommerfest des Vorabends ankündigten.



„Hier rechts hoch“, sagte Sophie und schließlich:  
„Halt an.“

Der Hof lag an einer kleinen Anhöhe. Die Straße führte daran vorbei, in sanftem Bogen den Feldern entlang Richtung Wald. Er hätte vor der Hofeinfahrt anhalten können, aber Sophie bestand darauf, die letzten Meter zu Fuß zu gehen.

Thibaut hatte während der Fahrt überlegt, was er sagen, wie er sich von ihr verabschieden sollte; doch sie bedankte sich nur schnell und leise, berührte ihn kurz mit ihren kalten Fingerspitzen, dann stieg sie aus und ging.

Er blieb sitzen, kurbelte das Seitenfenster herunter, zündete sich eine Zigarette an und hielt sie in der Linken, während er auf der rechten Hand noch immer diese leichte Berührung spürte, wie einen kühlen Abdruck auf seiner Haut. Sein Kopf schmerzte. Er hatte zu viel getrunken auf dem Fest und sich in den wenigen Stunden Schlaf auf den Sesseln den Nacken verrenkt.

Als er die Kippe aus dem Fenster werfen und nach Hause fahren wollte, hörte er Schreie. Diesmal reagierte er schnell. Er zündete den Motor, fuhr, bis er Sophie sah, die ihm entgegenstürzte; dahinter die Frau in der Türe

des Hauses, ihre Hände vorm Mund; Thibaut sah den Mann, sein rotes, verzerrtes Gesicht, die Hosenträger über dem Unterhemd, die große, zum Schlag ausholende Hand; Sophie erreichte den Renault und noch bevor sie die Tür zugeworfen hatte, gab Thibaut Gas.

Zum Wenden war keine Zeit, sie flohen nach vorne, im weiten Bogen an Sophies Vater vorbei die Straße hinauf. Sie fuhren.

Durch Sophies Dorf konnten sie nicht mehr zurück. Und so waren sie damals in einem großen Umweg durch mehrere Ortschaften gefahren, bis sie schließlich wieder auf Mémés Hof angekommen waren.

„Von mir aus“, sagte Mémé. Sie stand am Herd, drehte ihr Gesicht den Töpfen zu, so dass Thibaut nur ihren grauen Haarknoten und den etwas gebeugten Rücken sah. Er umarmte sie, zupfte an ihrer Schulter ein paar Fusseln aus der hellen Strickweste, die sie über ihrer Schürze trug.

„Danke“, sagte er leise.

Sophie blieb.